

# GENTRIFY WISELY

Städte, Dörfer und Landschaften gehören zu den bevorzugten Aktionsfeldern der Künstlergruppe AO&. Darüber hinaus untersucht das Team Fragen nach neuen Nutzungsmöglichkeiten mit sehr speziellen theatralischen Methoden, die sich deutlich vom Instrumentarium klassischer Stadt- und Regionalentwicklung unterscheiden. Ein Gespräch mit Philipp Furtenbach von AO& über Kleingartensiedlungen als „Gated Communities“, StadtplanerInnen als Schreibtisch-täterInnen und die Bedeutung von Leerstellen in der Stadt.

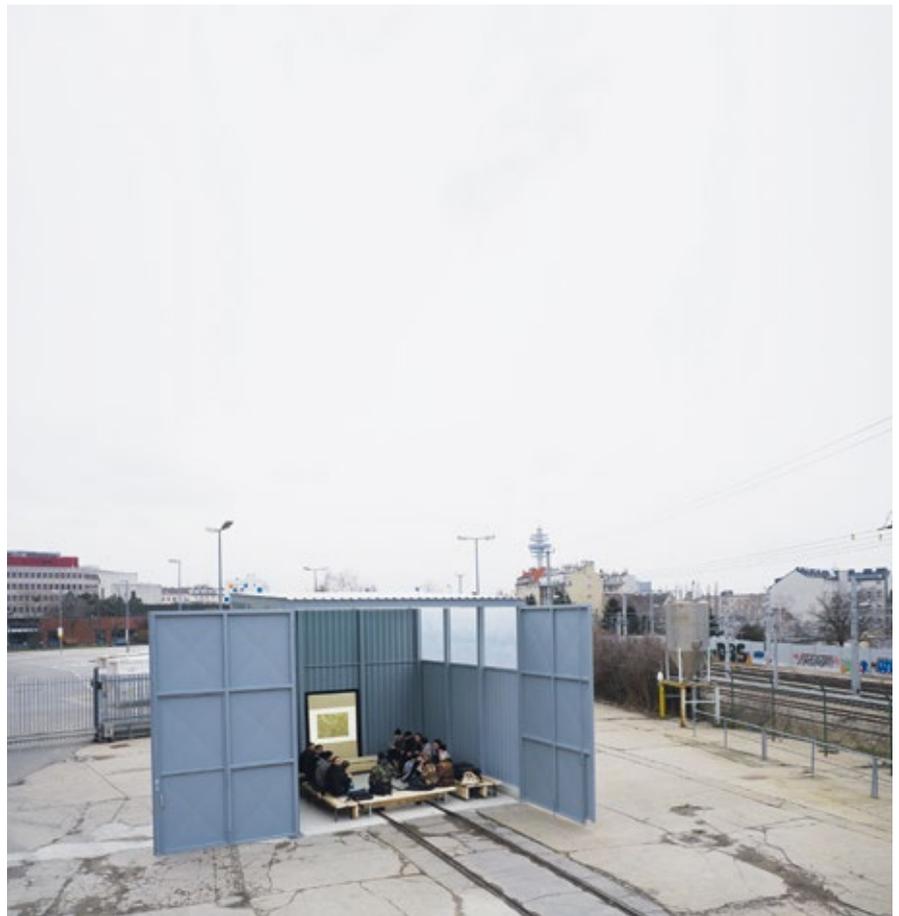


Photo: 666W 2015

Foundation

Christian Muhr (CM) im Gespräch mit Philipp Furtenbach (PF)

Im südlich der Innenstadt gelegenen Bezirk Favoriten wohnt rund ein Zehntel der Wiener Bevölkerung, darunter viele ehemalige MigrantInnen. Dieser bevölkerungsreichste, ehemals klassische ArbeiterInnenbezirk ist seit mehr als einem Jahrzehnt einem verstärkten Wandel unterworfen. Dazu gehören große Bauprojekte wie der neue Hauptbahnhof und die Errichtung neuer Wohnquartiere in dessen Umgebung sowie die kulturelle Nachnutzung obsolet gewordener Produktionsstätten wie der ehemaligen Fabrik der Großbäckerei Anker, die heute zahlreiche Galerien, aber auch Werkstätten der Caritas beherbergt.

Im Favoritner Stadtteil „Kreta“, am Beginn der Quellenstraße, befindet sich eine leer stehende Industrieanlage, die vom Künstlerkollektiv AO& zu einem Ort für Diskurs, Produktion und Präsentation umgestaltet wurde. Heute kümmert sich die vor Ort gegründete „Großgartengesellschaft Wien“ (GGGW), eine Gruppe von Personen aus verschiedenen Feldern der Kunst sowie einigen NachbarInnen in der Gegend, um die Programmierung und den Betrieb der „Oststation“.

Europa wäre gut beraten, sich dezidiert als Einwanderungsgebiet zu deklarieren, um dann proaktiv mit Zuzug umzugehen.



Walk 01

CM: Du beschäftigst dich seit längerem mit einem Stadtteil, in dessen unmittelbarer Nähe sich eines unserer Pilotprojekte befindet. Die Stadt und das urbane Umfeld spielen bei allen unseren Interventionen eine große Rolle. Da wir in derselben Gegend aktiv sind, wüssten wir gerne mehr über deine Art des Zugangs und die bisherigen Erfahrungen.

PF: Als AO& beschäftigen wir uns seit 2013 mit dem Areal der „Oststation“. Damals trat der Eigentümer der Liegenschaft an uns mit der Frage heran, ob wir uns vorstellen könnten, diese in einen kulturellen Ort zu transformieren. Es handelt sich dabei um eine Industriebaufläche – ein Gebiet mit 4.000 Quadratmetern, das ursprünglich Teil einer größeren Anlage war. Ab den 1960er-Jahren stellte eine Firma dort Stahlseile für Brücken und Gebäude her, später auch Elektrokabel. Der Ort ist sehr speziell. Er besteht aus einer hohen Industriehalle im Ausmaß von ungefähr 250 bis dreihundert Quadratmetern und einem gleich großen Keller. Von dort führt ein vierhundert Meter langer Tunnel weg, in dem früher die Seile vorgestreckt wurden.

CM: Seit wann steht das Gebäude leer?

PF: Anfang der 1990er-Jahre wurde der Betrieb eingestellt. Danach stand es leer und war dementsprechend in einem äußerst ungepflegten Zustand. Zur Liegenschaft gehören außerdem mehrere Außenräume: ein Hinterhof, ein Vorplatz und ein ca. 2.000 Quadratmeter großer Garten. Der Besitzer hat uns von Anfang an freie Hand gelassen und kam nur selten vorbei. Wir beschlossen, selbst Hand anzulegen, merkten aber schnell, dass wir mehr Hände benötigen würden. Es gab Kontakt zu einer Gruppe armenischer Arbeiter, die zum Teil Flüchtlingshintergrund haben. Mit ihnen gemeinsam räumten wir das Areal auf und beschäftigten uns mit dem Garten, was den Eigentümer zuerst verwunderte, weil er dachte, dass wir uns nur um die Halle und den Keller kümmern würden. Der Aufräum- und Ausräumprozess dauerte mehr als zwei Monate und war rein subtraktiv. In dieser Zeit wurde uns auch klar, was wir dem Ort hinzufügen wollten.

CM: Welche Elemente sind das?

PF: Im Wesentlichen geht es um zwei Objekte: Den Vorbau der Halle haben wir gespiegelt als exakte Kopie nachproduzieren lassen, um den Vorplatz als Forum einzufassen. Daran angeschlossen gibt es einen öffentlichen Übergang für FußgängerInnen in den 11. Bezirk, der sich hinter dem Zaun befindet. Wir verlängerten auf der privaten Seite den Bahnübergang mit einer weiteren Treppe. Eine Andeutung, die nun als Tribüne verwendet wird. Entscheidend waren aber weniger diese Interventionen, sondern vielmehr der durch unser Vorgehen angestoßene soziale Prozess. Der Ort ist einerseits von weiteren Firmengebäuden und andererseits von Kleingärten umgeben. Zu Beginn wurden wir argwöhnisch beobachtet. Wir sind daher auf unsere NachbarInnen zugegangen und haben sie in Gespräche verwickelt. Um nicht jeden Mittag Döner essen zu müssen, fingen wir an, in der Gegend einzukaufen und zu kochen. Die armenischen Arbeiter sowie die Leute der am Umbau beteiligten Firmen sind dazugekommen, und mit der Zeit ist in den Baucontainern, die am Ort gelagert waren, eine Art Kantine entstanden. Die Zahl der Gäste wuchs zusätzlich durch Besuche von FreundInnen aus dem Stadtzentrum, die wir zum Essen einluden. So verbrachten dort unterschiedliche Leute, die sonst kaum aufeinandertreffen würden, regelmäßig Zeit miteinander.

CM: Das war also ein informeller öffentlicher „Mittagstisch“?

PF: Ja, er war informell, fand aber zwischen September und Dezember täglich statt. Als nächsten Schritt haben wir den Garten umgestaltet und die Container so platziert, dass man dort kochen, schlafen, duschen und vieles mehr kann. Das soziale Geschehen verlagerten wir in den Garten, während Halle, Vorplatz und Keller, also jene Orte, an denen die

## Ich arbeite lieber als Künstler architek- tonisch denn als Architekt künstler- isch.

Veranstaltungen stattfinden, eher der Konzentration dienen. Auch den sozialen Prozess haben wir umgedreht: Nachdem wir die Armenier sehr gut kennengelernt und viel über die Hintergründe ihrer Flucht erfahren hatten, wussten wir auch über ihre Küche Bescheid. So lag die Idee nahe, sie in die Aktivitäten der Eröffnungswoche einzubeziehen. Man konnte acht Tage und acht Nächte lang vorbeikommen, und es war immer etwas los, weil wir ständig vor Ort waren. Im Endeffekt entstand ein temporäres armenisches Grillgasthaus, das von mehreren Hundert Leuten besucht wurde. In dieser Zeit gesellten sich noch mehr NachbarInnen und FreundInnen aus unserem Umfeld dazu, und das ganze Projekt wurde ein sichtbarer Erfolg. Letztlich war der soziale Prozess wichtiger als der formale.

Mit dem kunstinteressierten Eigentümer war vereinbart, dass wir als AO& das Programm im ersten Jahr als Teil der Transformation konzipieren. Wir wollten nur eine Zeit lang einen gewissen Weg vorgeben, primär jedoch eine ortsbezogene kuratorische Kultur etablieren. Dazu haben wir Leute aus verschiedenen Kunst- und Kulturbereichen sowie interessierte NachbarInnen eingeladen, sich an der Weiterführung dieser Aktivitäten zu beteiligen, und gemeinsam mit ihnen die „Großgartengesellschaft Wien“ gegründet. Heute verwenden wir meist die Kurzform GGGW.

CM: Das ist natürlich ein wunderbar ironischer Titel! Was macht diese Gesellschaft? Setzt sie die Bespielung des Areals weiter fort?

PF: Der Titel nimmt Bezug auf die umliegenden Kleingartenvereine. Ursprünglich waren sie als Versorgungsgärten und gar nicht zum Wohnen gedacht. Seitdem das Wohnen in den 1990er-Jahren erlaubt wurde, entwickelten sich diese Grünzonen zu Wohngegenden mit eigenen Wegen und Gassen, die nur Vereinsmitglieder und ihre persönlichen Gäste betreten dürfen. Jede dieser „Gated Communities“ umfasst wiederum zahlreiche eingezäunte Gartenparzellen mit Wohnhäusern. Diese Gefüge beanspruchen verhältnismäßig große Flächen in der Stadt und nehmen nicht am öffentlichen Raum teil. Der Name „Großgartengesellschaft Wien“ stellt also die Frage, ob sich Stadtraum heute und morgen nicht auch anders organisieren lässt.

Bei GGGW handeln und entscheiden im Kern die Künstlerinnen Yasmina Haddad, Pek Hamzaolu und Andrea Lumplecker, die Kuratorin Melanie Ohnemus, der Pensionist Erwin Mikes, der Nachbar Rudolf Schmid, der Kulturwissenschaftler Leander Gussmann, der Urbanist Peer Sievers, der Künstler Mirko Winkel sowie Thomas Wisser, Philipp Riccabona und ich von AO&. Dazu kommen einige weitere Personen, die mit dem Ort und den dortigen Aktivitäten eng verbunden sind. An einem Wochenende im Monat findet die Basisarbeit statt. Wir organisieren z. B. Besuche, Spaziergänge und Exkursionen in die Umgebung und lassen uns von Menschen die jeweiligen Zusammenhänge ihrer Orte erklären. Wir verbrachten Zeit innerhalb einer solchen Kleingartensiedlung, zettelten eine spontane BewohnerInnendisko im Hof der Gemeindebauanlage Ankerbrotsiedlung an, diskutierten über die Zukunft der Arbeitslosigkeit in einem Zentrum für AMS-Kurse, besuchten das besetzte Ernst-Kirchweg-Haus, eine türkische Schule, neue Wohnprojekte, eine Foodkooperative etc. Wir werden auch die Polizei des Bezirks besuchen und weitere Orte entdecken und Beziehungen entwickeln, je länger wir den Kontakt mit der Umgebung pflegen.

Die „Oststation“ dient an den Wochenenden auch als Setting für die Reihe „Soundcheck“, bei der wir gemeinsam eine halbe Stunde lang laut Musik hören. Diese wird zusammengestellt von Leuten, die wir einladen, öfters gibt es dabei einen lokalen Bezug.

Drei- bis viermal im Jahr laden wir KünstlerInnen ein, an und mit diesem Ort Arbeiten zu realisieren. Roman Signer, Phillip Sollmann und Charlemagne Palestine waren da, Nina Könnemann kommt, und einiges wollen wir noch nicht verraten. Es kommen viele Menschen aus dem

Stadtzentrum oder von anderswo in die „Oststation“. Diese Tage und Abende sind etwas Besonderes, weil wir ja zum Teil auch aus dieser Welt kommen und diese Momente ein anderes Licht auf unsere gesellschaftliche Arbeit werfen. Wobei ich nur ein Teil der GGGW bin und deswegen hier nur meine Sicht darlegen und nicht im Namen der anderen sprechen kann.

CM: Gibt es rückblickend Aspekte, mit denen du nicht gerechnet hast?

PF: Allein aufgrund der Entwicklung südlich des Hauptbahnhofs wird auch der bestehende Teil von Favoriten enorme soziale Veränderungen erfahren. Die Lage zwischen dem neuen Stadtteil und dem Grünraum um den Laaerberg, wo sich der Böhmisches Prater und die stadtnahen Agrarfelder befinden, wird bisher vom Zentrum kaum wahrgenommen. Das gesamte Gebiet einschließlich der Industrieanlage wird irgendwann entwickelt werden. Das kann man gut finden oder nicht, aber es wird passieren.

CM: Das ist sicher die Intention der StadtplanerInnen. Du aber hast nicht den Blick aus der Vogelperspektive.

PF: So, wie wir als AO& arbeiten, entstehen immer persönliche Beziehungen. Wir werden oft gefragt, wie die Leute hier und dort so sind, weil wir auch in entlegenen Gebieten arbeiten. Ich behaupte, dass die Menschen überall relativ gleich sind. Es gibt nichts, was man an einem Ort machen kann und an einem anderen nicht. Die Details unterscheiden sich vielleicht, aber sonst sehe ich keine großen Differenzen.

CM: Heute habe ich im Radio von BürgerInnenprotesten gehört, die sich gegen die Unterbringung von 750 Flüchtlingen in einem Quartier in Liesing richten. Wie würdest du dort vorgehen?

PF: Persönlich bin ich der Ansicht, dass man sich dieser Entwicklungen, die ja schon seit Langem vorauszusehen waren, auch freudig annehmen kann. Europa wäre gut beraten, sich dezidiert als Einwanderungsgebiet zu deklarieren, um dann proaktiv mit Zuzug umzugehen. Aber man muss sich mit den Leuten hier – vor allem mit denen, die sich sorgen – genauso beschäftigen wie mit jenen, für die man jetzt Platz schafft.

CM: Du bist ja auch Architekt und kennst verschiedene Strategien. Du sagst, dass man sich mit dem Stadtraum, aber auch mit den Menschen beschäftigen muss.

PF: Ich arbeite lieber als Künstler architektonisch denn als Architekt künstlerisch. Und ja, die Menschen sind auch der Stadtraum.

CM: Okay, aber das sehen verschiedene Disziplinen unterschiedlich. ArchitektInnen denken beim Stadtraum eher an Plätze und Parks. Du denkst vielleicht mehr an Kochstellen oder Kaffeehäuser.

PF: An Begegnungen, Aufenthalts- und Beschäftigungsmöglichkeiten.

CM: Wie würdest du das gewichten?

PF: Ich würde gar nicht gewichten, was zuerst kommt, und die Dinge nicht voneinander trennen.

CM: Der soziale Prozess würde normalerweise irgendwie ablaufen, aber ihr habt ihn aktiv moderiert.

PF: Aber eher in dem Sinn, dass wir dort Zeit verbringen, und nicht indem wir uns von außen einmischen.

CM: Der Anteil der RaumplanerInnen, die tatsächlich für Monate in das Gebiet einziehen, das sie planen, ist recht gering.

Photo: 060W 2015



Disko

Photo: A08 2014



Oststation Grandstand

Wenn man Orte transformieren will, ist es notwendig, sich auch dort aufzuhalten – am besten gemeinsam mit jenen Menschen, die bereits an diesen Orten leben.

PF: Dadurch entstehen auch viele Probleme. StadtplanerInnen und ArchitektInnen sind SchreibtischtäterInnen. Wenn man Orte transformieren will, ist es notwendig, sich auch dort aufzuhalten – am besten gemeinsam mit jenen Menschen, die bereits an diesen Orten leben.

CM: Die Hardware kann nicht von der Software getrennt werden. In deiner Hierarchie wäre die Entwicklung eines Küchenmöbels nachrangig zur Beschäftigung mit dem Ort und dem sozialen Gefüge.

PF: Genau. Wichtig ist, wie man mit anderen Menschen verkehrt, aber das ist nicht etwas, das man an einem Nachmittag aufgreift, sondern etwas, das man leben und praktizieren muss.

CM: Du meinst, der Fokus auf den sozialen Prozess ist zentral?

PF: Ich glaube schon. Der distanzierte Blick von außen oder von oben darf nicht als alleinige Entwicklungs- oder Entscheidungsgrundlage herhalten, aber er ist natürlich wichtig. Auch wir rennen nicht naiv herum, sondern analysieren nüchtern.

CM: Ihr deklariert euch als Künstler bzw. als interdisziplinäres Team, das viele verschiedene Dinge macht. Ein Teil davon ist Regionalentwicklung, das ist sozusagen die Schnittstelle und der Grund, warum dieses Entwicklungsgebiet Teil eurer Agenda ist.

PF: Diese Bezeichnungen sind weniger für uns relevant, sondern vielmehr ein Statement in Richtung Regional- und Stadtentwicklung, um genau einen solchen Ansatz einzubringen.

CM: Das Projekt „Orte für Menschen“ versteht sich als Hommage auf Bernard Rudofsky. Wie ist euer Verhältnis zu ihm?

PF: Lustigerweise ist sein Buch über anonyme Architektur eines meiner Lieblingsbücher.

CM: Du sprichst von „Architecture Without Architects“. Warum?

PF: Auch wenn vieles historisch ist, hat man den Eindruck, dass es Orte sind, die von innen und aus einer Notwendigkeit heraus entstanden sind. Sie wurden von der Gesellschaft und weniger von ArchitektInnen entwickelt.

CM: Die Frage, wie man das Areal nutzen kann, habt ihr mit Kultur beantwortet.

PF: Es ist nicht eindeutig. Ich sehe dieses Gefüge als räumliche Plastik, als Skulptur in einem subtraktiven Sinn, aber auch als bewusste Leerstelle in der Stadt, als stilisierte Brache. Durch das Engagement vieler ist ein weitaus umfassenderer und wertvollerer Prozess entstanden als ursprünglich gedacht. Durch die Entwicklung zwischenmenschlicher Beziehungen und den Nimbus der Kunst kann man die „Oststation“ auch als konstruktiven Sperrriegel gegen eine von wirtschaftlichen Interessen geprägte Stadtentwicklung sehen.

CM: In einer total funktionalen Umgebung ist eine Leerstelle als Korrektiv besonders wichtig. Dabei spielt aber Programmlosigkeit eine Rolle.

PF: Programmarm, nicht programmlos.

CM: Durch euer Engagement wird das Gebiet attraktiver – sowohl durch die kulturelle Nutzung als auch durch die Einführung nachbarschaftlicher Qualitäten. Ist das ein Problem?

PF: Als Künstler und als Teil bestimmter Milieus sind wir ständig

mit dieser Frage konfrontiert. Jeder hat das Recht, an Orte zu gehen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Man verändert sie und wertet sie damit vielleicht auf. Im Prozess des urbanen und wirtschaftlichen Entwicklungsdrucks einer Stadt, die stark wächst und Wohnraum benötigt, spielen wir keine große Rolle. Meine Interessen sind stark mit den Menschen verbunden. Es fühlt sich richtig an. Zum Gentrifizierungsproblem würde ich sagen: „Gentrify wisely.“

CM: Was heißt „wisely“ für dich?

PF: Gentrifizierung ist immer eine Art Übernahme. So gesehen ist diese Ausdrucksweise natürlich Spaß und Blödsinn. Richtiger ist, dass man sich mit dem beschäftigt, was schon da ist. Wenn man zweihundert Schutzsuchende in der Gegend unterbringt, muss man sich mit ihnen ebenso wie mit jenen Menschen beschäftigen, die bereits dort leben.

CM: Die Aufwertung an sich wäre ja nichts Schlimmes, wenn sie ein Upgrade für alle bedeutet. Aber noch gibt es sehr große Unterschiede, was den Profit angeht.

PF: Die wirtschaftsethische Frage lautet: Sollen die, die mit Lebensraum handeln, mehr verdienen, als sie dafür arbeiten und Verantwortung übernehmen?

CM: Auch die, die einen Dönerstand haben, profitieren, wenn eine U-Bahn-Anbindung an das Zentrum besteht, aber es gibt andere, die daran wesentlich mehr verdienen.

PF: Damit muss man sich kritisch auseinandersetzen. Auch der Grundeigentümer der „Oststation“ ist ein Investor, der mit Lebensraum handelt. Trotzdem und gerade deswegen spreche ich gerne mit ihm über diese Sachverhalte. Das ist spannend, so kommen Dinge in Bewegung. Oder in der Auseinandersetzung mit verschiedensten Leuten, die hier wohnen oder arbeiten und die auch gerade in der Frage der Zuwanderung restriktiv oder ablehnend eingestellt sind. Da prallen zum Teil völlig gegensätzliche Meinungen und Haltungen aufeinander. Diese Diskussionen entstehen automatisch und funktionieren am besten in einem Klima der Wertschätzung. Oft ist es gar kein Widerspruch, völlig anderer Auffassung zu sein und sich auf persönlicher Ebene trotzdem zu mögen. Um dann auf Basis dieses Mögens Zeit zu verbringen und weiterzudiskutieren.

CM: Euer hohes persönliches Engagement ist auch ein Merkmal des Projekts „Hotel Konkurrenz“. Konflikte auszutragen ist etwas, das in eurer Arbeit ständig auftaucht.

PF: Das ist machbar, weil unsere Arbeitsweise theatrale Ansätze verfolgt. Wir wollen emotional in solchen Prozessen agieren können und mit den Emotionen anderer umgehen.

CM: Das würde frei nach Shakespeare heißen, dass die ganze Welt eine Bühne ist und jeder seine Rolle spielt. Ist das eure Sicht?

PF: Sagen wir eher: Nicht jeder spielt seine Rolle, aber man kann sie als solche erleben. Für mich ist das eine große Hilfe. Anders wären diese extremen Spannungsverhältnisse nicht zu managen.

CM: Ist diese Methode universell einsetzbar?

PF: Ja, ich glaube, dass das – bewusst oder unbewusst – jeder auf diese Art macht.

CM: Es würde helfen, in gewissen Konflikten öfter diese Karte zu spielen. Mal ist man SpielerIn, mal ZuschauerIn. Man würde vielleicht

nicht vermuten, dass sich das Theater hier bewähren kann.

#### Über die „Oststation“

Das rund 4.000 Quadratmeter große Grundstück diente jahrzehntelang als Fertigungsstätte für Kabel und Stahlseile. Nach dem Ende der Produktion stand die Anlage lange Zeit leer, bis die Künstlergruppe AO& 2013 vom neuen Besitzer den Auftrag erhielt, die Stadtbrache in Form einer temporären Zwischennutzung nach ihren Vorstellungen zu transformieren. Nach rund einjähriger intensiver Auseinandersetzung mit dem Bestand – u. a. in Form von Reinigungs- und Rodungsarbeiten und des Zubaus von neuen Gebäuden – wurde ein außergewöhnliches Ensemble von Innen- und Außenräumen geschaffen, das nunmehr gemeinsam mit NachbarInnen und FreundInnen mit einem künstlerischen Veranstaltungsprogramm bespielt wird.

[www.oststation.at](http://www.oststation.at)

#### Über AO&

Die Potenziale von spezifischen Orten freizulegen, sie in speziellen Settings erlebbar zu machen und Szenarien für zukünftige, alternative Nutzungen zu entwickeln gehört zu den Merkmalen der Projekte der drei Künstler Philipp Furtenbach (geb. 1975), Philipp Riccabona (geb. 1979) und Thomas Wisser (geb. 1978), die seit 2008 unter dem Namen AO& zusammenarbeiten. Über architektonische, performative, musikalische, kulinarische und andere Interventionen werden gegebene räumliche und soziale Situationen derart transformiert, dass sie gleichsam zu Bühnen für die Begegnung und den Austausch unterschiedlichster sozialer Gruppen werden. Prozessuale Abläufe wie Wanderungen, Konzerte, Performances und Verköstigungen stehen dabei im Mittelpunkt, an denen sich die Künstler nicht nur als Regisseure, sondern auch als Mitspieler aktiv beteiligen.

[www.aound.net](http://www.aound.net)